

dtv

Sylvia ist über vierzig, geschieden und kinderlos. Als sie ihren Job in New York verliert, reist sie spontan mit dem Geld ihrer Abfindung nach Italien. Im toskanischen Fiesole lernt sie Henry kennen, einen charmanten amerikanischen Lebemann, der das Geld seiner Frau durchbringt. Die beiden beginnen ein Gespräch, das den Sommer überdauert. Sie bereisen halb Europa und lassen dabei Stationen ihres Lebens Revue passieren: Verpasste Chancen, Kindheitsträume und Familiengeheimnisse ziehen vorbei wie die Landschaften des alten Europa, und bald finden sich Sylvia und Henry an einer Weggabelung wieder.

Binnie Kirshenbaum hat zahlreiche hochgelobte Romane und Erzählungen veröffentlicht, darunter die Erfolgsromane ›Kurzer Abriss meiner Karriere als Ehebrecherin‹ und ›Mermaid Avenue‹. Sie lebt in New York und lehrt an der Columbia University School of the Arts Kreatives Schreiben.

Binnie Kirshenbaum

Die Geschichte von Henry und mir

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Barbara Ostrop

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Binnie Kirshenbaum sind im Deutschen Taschenbuch
Verlag außerdem erschienen:
Ich liebe dich nicht und andere wahre Abenteuer (11888)
Kurzer Abriß meiner Karriere als Ehebrecherin (12705)
Mermaid Avenue (12787)
Keinen Penny für nichts (24128)
Entscheidungen in einem Fall von Liebe (24347)
Ein fast perfekter Augenblick (24490)

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



2012 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
Titel der englischsprachigen Originalausgabe: ›The Scenic Route‹
Published by arrangement with Ecco,
an imprint of HarperCollins Publishers, LLC
Das Motto wurde zitiert nach Pablo Neruda, Das lyrische Werk III,
hrsg. von Karsten Garscha © Luchterhand Literaturverlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH.
Übersetzung: Monika López
© 2009 by Binnie Kirshenbaum
Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2010 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer
unter Verwendung eines Fotos von plainpicture/Cultura
Satz: Fotosatz Amann, Aichstetten
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany. ISBN 978-3-423-14116-1

Für Jony und Susan, die Buchdeckel meines Buches

*O unumkehrbarer
Strom
der Dinge,
keiner kann sagen,
ich hätte nur
die Fische
geliebt
oder die Gewächse des Urwalds
und der Wiesen,
ich hätte
nur geliebt,
was hüpfert, klettert, überlebt und seufzt.
Falsch:
Mir sagen viele Dinge
vieles.*

– Pablo Neruda, aus ›Ode an die Dinge‹

I

Dies ist die Geschichte von Henry und mir. Ich wünschte, sie hätte ein anderes Ende.

Sie hat einen guten Anfang.

Das würde ich sagen. Wenn Ruby mir bis zu Ende zuhören würde, würde ich sagen: »Dies ist die Geschichte von Henry und mir.« Auch wenn sie aus der jüngsten Vergangenheit stammt, ist vorbei eben vorbei, und Ruby diese Geschichte jetzt zu erzählen, hieße, sich zu erinnern und in der Zeit zurückzugehen – aber mit Henry bewegte man sich sowieso nie ganz in unserer, sondern in einer anderen, besseren Zeit. In einer Zeit vor meiner Zeit. Es war ähnlich wie damals in New York in den letzten Tagen der Automatenrestaurants, als es das Biltmore Hotel noch gab und diesen rosa Eissalon, dessen Namen ich vergessen habe; Henry selbst gehörte nicht ganz in die heutige Zeit. »Ich wünschte, die Geschichte hätte ein anderes Ende«, würde ich zu Ruby sagen. »Sie hatte einen guten Anfang.«

Außerdem würde ich mich bei ihr entschuldigen.

»Ruby, es tut mir schrecklich leid«, würde ich sagen.

Ruby lebt gut sechshundert Meilen entfernt im Haus ihrer Mutter. Es ist nie gut für eine Frau in den mittleren Jahren, mit ihrer Mutter zusammenzuleben. Dass Ruby es tut, ist meine Schuld. Auf Umwegen zwar, aber doch meine Schuld.

Rumplemayer's. Der rosa Eissalon hieß Rumplemayer's.

Ich würde mich bei Ruby nicht für das entschuldigen, was ich getan habe, weil ich gar nichts *getan* habe. Ich habe nichts getan und nichts gesagt, und für solche Unterlassungssünden gibt es keine gute Entschuldigung, das würde ich ebenfalls sagen, und dann würde ich wiederholen: »Es tut mir schrecklich leid.«

Und Ruby würde sagen: »Es tut dir leid? Dazu hast du auch verdammt nochmal allen Grund«, und dann würde sie auflegen und ich würde dumm dastehen, noch immer den Hörer in der Hand.

Aber wer weiß? Vielleicht würde sie auch sagen: »Es ist okay, Sylvia. Es ist vorbei. Vergiss die Sache.« Das ist nicht wahrscheinlich, wäre aber möglich, wie alles andere auch.

»Es ist okay, Sylvia. Wirklich. Es ist okay. Das alles liegt jetzt hinter uns.«

Und dann könnte ich ihr erklären, wie ich es nur Ruby erklären könnte, dass es gerade das ist, was mir die größte Angst macht: Alles, was gut war, ist jetzt vorbei, und was soll ich jetzt tun?

Darauf würde Ruby vielleicht erwidern: »Entweder du gibst auf. Oder du fängst von vorn an.«

»Du fängst von vorn an.«

Anfangen. Am Anfang steht Florenz. Florenz in Italien. Wie lange war ich nicht mehr in Europa oder überhaupt auf Reisen gewesen? Acht Jahre? Vielleicht sechs. Bevor ich mit dem Reisen aufhörte, war ich ziemlich viel unterwegs, aber dann ließ ich es sein. Oft lohnt sich die Mühe nicht, und es ist ja nicht so, als böte New York nicht Kunst, Musik und Theater bis zum Überdross. Manchmal fühlt man sich wie eine gestopfte Gans – was ich übrigens für unmoralisch halte, Gänse für Gänseleberpastete zu stopfen. Oder Enten. In New York kommt uns die Kultur zu den Ohren raus, und

außerdem haben wir das Empire State Building, die Freiheitsstatue, das General Grant National Memorial und die Küche aller Nationen. Wozu also einen Koffer packen, sich über den Kursverlust des Dollars aufregen oder sich ängstigen, weil ein Flugzeug einfach so Knall auf Fall vom Himmel verschwinden kann? Das Reisen gehörte meiner Vergangenheit an, war abgehakt und erledigt, eine Sache des jugendlichen Überschwangs vielleicht. Bis ich darüber nachzudenken begann, dass ich noch nie in Italien gewesen war und dass diese Tatsache andere zu beunruhigen schien. Zufällig bekam ich zu eben dieser Zeit einen Brief mit der Post. Einen eingeschriebenen Brief. Bei einem Brief, dessen Empfang man bestätigen muss, weiß man, dass es sich weder um eine Grußkarte noch um einen Liebesbrief handelt. Auf dem Weg vom Wohnzimmer in die Küche las ich ihn, den Brief, diesen Brief, der von derselben Milch menschlicher Güte durchtränkt war wie ein Brief, der an den »Sehr geehrten Mieter« adressiert ist. Ich las den Brief, in dem man mir »zu unserem Bedauern« mitteilte, dass man mich aufgrund einer Betriebsverkleinerung freistellen müsse.

Freistellen.

Freistellen wie rausschmeißen, so wie man eine leere Cola-dose aus dem Autofenster schmeißt. Ein Rausschmiss, und was half es mir da, dass »diese Entscheidung keinerlei Urteil über Ihre beruflichen Leistungen beinhaltet«. Bei einem Rauswurf bekommt man den *pink slip* heißt es, den *rosa Zettel*, und pink lief mein Gesicht auch an: Mir wurde heiß und ich war knallrot vor Scham. Scham gehört zu den Kategorien der Peinlichkeit, aber einer Peinlichkeit, die sich von den »normalen« Peinlichkeiten unterscheidet: wenn man zum Beispiel am Schuh festgeklebtes Klopapier hinter sich herzieht, bei einer Lüge oder in einer kompromittierenden Situation ertappt wird, oder wenn versehentlich der Rock

hinten in der Strumpfhose steckt. Über solche Peinlichkeiten kommen wir hinweg, die werden später zu lustigen Anekdoten, aber Scham entspringt der sengenden Glut der Demütigung und nistet sich in unserem Innersten ein. Die Wunden brennen tief; Scham hinterlässt Narben.

Meine Stelle, so der Brief, solle eingespart werden. *Absorbed.*

Absorbiert, wie man etwas Verschüttetes mit dem Schwamm aufwischt. Meine Dienste seien nicht länger vonnöten. Eigentlich unglaublich, dass die das erst nach – wie lange? – nach vierzehn Jahren herausbekommen haben. Meine Dienste waren niemals vonnöten. Oft habe ich mich gefragt: Was genau *make* ich eigentlich hier und wofür?

Oh ja, meine Kollegen würden mir viel Mitgefühl entgegenbringen, sich sogar solidarisch geben, und man würde mich sehr vermissen – zwei oder drei Tage lang. Dann würde man mein Büro in ein Besprechungszimmer oder eine Abstellkammer umwandeln.

Ich faltete den Brief, steckte ihn in den Umschlag zurück und ließ ihn auf dem Küchentresen liegen, als hätte ich ihn noch gar nicht gelesen.

Da stand ich nun: ein Meter achtundsechzig groß, zweiundvierzig Jahre alt, geschieden, keine Kinder, praktisch gesehen ohne Verwandte, mit meinem Rauswurf. Arbeitslos, und dazu der Gedanke, dass alle immer, immerzu sagten: »Sylvia bleibt weit hinter ihren Möglichkeiten zurück.« Immer dieselbe Leier, die offenbart, wie ich bin und wie ich immer schon war: Jemand, dessen Leistungen ständig unter Niveau waren. Ich wurde also aus einem Job entlassen, der unter meiner Würde war – eine Tatsache, die sich auch nicht gerade als Quelle des Trostes anbot.

Ein Leben wie meines erregte keinen Neid, auch wenn ich eine Abfindung erhielt, genug Geld, um mich über Wasser

zu halten, bis ich mir den nächsten Schritt überlegt hatte. Eine Abfindung, die nicht unbedingt als knauserig zu bezeichnen war, auch wenn man nicht behaupten kann, dass sie große Dankbarkeit in mir hervorrief.

Doch ich nahm das Geld und flog nach Florenz, und am fünften Tag stieg ich dort in den Bus, in einen dunkelgrünen, klapprigen Bus, mit dem ich sieben Kilometer nordwärts fuhr, fünfzehn bis zwanzig Minuten lang immerzu bergauf in die alte etruskische Stadt Fiesole, die heutzutage für eine Handvoll römischer Ruinen berühmt ist. Falls das Wort *berühmt* nicht eine Übertreibung darstellt. Ein schwaches Lüftchen wehte, aber es war heiß: Mittagshitze im Juni in Italien, und weil die Ruinen mir schließlich nicht wegliefen, stürmte ich nicht zum Sightseeing, sondern ging direkt ins nächste Café. Sonnenschirme mit dem Aufdruck Cinzano beschatteten Tische, auf denen passende Cinzano-Aschenbecher standen, von der Sorte, die Touristen gerne einstecken, als wären sie im Preis der *limonata* inbegriffen. Von dort hatte ich einen Blick auf das Amphitheater, der mir den Atem raubte. Ich bestellte einen Espresso. Die Sache an einem Ausblick, selbst an einem atemberaubenden Ausblick, ist: Wenn man ihn einmal gesehen hat, hat man ihn gesehen, und die Wahrscheinlichkeit, dass er etwas Neues bietet, solange man sitzen bleibt, ist gering. Landschaftliche Veränderungen ereignen sich langsam, und so schweifte meine Aufmerksamkeit ab.

Das Beobachten von Menschen hat etwas Ornithologisches, und in ganz Europa erblickt man in Cafés, die Touristenscharen anziehen, mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auch amerikanische Spatzen: Gewöhnliche Vögel ohne glänzendes Gefieder oder irgendetwas, das sie auszeichnet. Sie sind einsame Geschöpfe, aber nicht aus freiem Willen. In den Cafés lesen sie in ihren Reiseführern, informieren sich

aufmerksam über den Ort, an dem sie sich befinden, als wären Erfahrungen etwas für andere Leute. Oder sie notieren etwas in ihren Tagebüchern oder schreiben Ansichtskarten. »Liebes Tagebuch« oder »Liebe Tante Louise« – aber wem sie auch schreiben, sie werden die Einsamkeit verschweigen, die diese Reise lindern sollte, aber noch verschlimmert hat. Der eine Wunsch, den sie in Worte kleiden, ist vorhersehbar und oberflächlich: »Ich denke ernsthaft darüber nach, hierherzuziehen.« Dieses Verlangen, die Wohnung in Portland, Amherst oder Indianapolis aufzulösen und nach Florenz, Prag oder Barcelona zu ziehen, verblasst, kaum wieder zu Hause angekommen, wie Träume im Angesicht des Morgenlichts. Der Mann, der an meinem Nachbartisch saß, war zwar unverkennbar Amerikaner und allein, las aber weder in einem Reiseführer noch schrieb er in sein Tagebuch oder verbreitete sich auf einer Ansichtskarte des Ponte Vecchio. Er las vielmehr im *Wall Street Journal*. Ohne meine Brille konnte ich weder das Datum noch auch nur die Schlagzeilen erkennen, aber es war das *Wall Street Journal*, das mich, zusammen mit seinem leuchtend grünen – *leuchtend grün!* – Brooks-Brothers-Poloshirt zu der Annahme bewog, dass er ein Mensch war, dem ich wenig zu sagen hatte, und schon gar nichts Persönliches. Das war verdammt schade, weil er wirklich ziemlich gut aussah und mich Äußerlichkeiten nicht ganz kalt lassen.

Also genoss ich wieder die Aussicht. Während ich über die Hügel hinweg zu den Ruinen blickte, führte ich mein Tässchen an die Lippen, und Pannen sind nun mal nicht immer vermeidbar: Ich bekleckerte mein Kleid mit Espresso. Natürlich war es auch noch ein weißes Kleid, es ließ sich also nichts vertuschen. Da hielt er, dieser Mann am Nachbartisch, mir ein Taschentuch hin, um den Fleck aufzusaugen. Ein Taschentuch. Wirklich.

»Ein Taschentuch? Er hatte ein richtiges Stofftaschentuch? Also, so was sieht man heutzutage auch nicht mehr oft.«

Ja, ein Taschentuch, und ich hätte gewettet, dass bei ihm auch noch ein Seersucker-Anzug im Schrank hing. Seine Kleidung und sein Verhalten hatten etwas Anachronistisches und erinnerten eher an die Ära zwischen den Kriegen, den Weltkriegern, als junge amerikanische Männer, junge wohlhabende Männer, aufgebrochen waren, um in Paris zu leben. Genau so war Henry, wie ich später erfuhr, als junger Mann aufgebrochen, um in Paris zu leben. Er lebt noch immer dort. Jemand hätte ihm sagen sollen, dass es vorbei war. Die anderen hatten schon längst gepackt und waren heimgekehrt. Alles was von *Paris, ein Fest fürs Leben* übrig blieb, waren die abgenagten Reste auf dem Teller, und man sollte nie der Letzte sein, der die Party verlässt, weil man tiefer gar nicht sinken kann. Ein Amerikaner in Paris ist ein Klischee, und ein Klischee sollte man nicht verkörpern wollen. Aber es ist nicht an mir, über mangelnden Ehrgeiz zu lästern, da ich selbst nie welchen hatte.

»Da ist dieser Film, Ein Amerikaner in Paris. Mit Gene Kelly und Leslie Caron und Musik von George Gershwin.«

Das war Henry: Ein Amerikaner in Paris, so amerikanisch wie Gene Kelly, auch wenn ich manchmal herumflachste und ihn *Henri* nannte. Ein alberner Scherz, denn obwohl er seit zwei Jahrzehnten eine Adresse in der rue de Grenelle im sechsten Arrondissement hatte und davor ein paar Jahre in der Rue Monge im fünften gelebt hatte, war er absolut kein *Henri*.

Er kam aus North Carolina.

»Oh, er ist einer von meinen Leuten.«

Der Süden. Auch Ruby kam aus dem Süden, und als ob jeder, der, von Washington D.C. und dessen Einzugsgebiet einmal abgesehen, südlich von Maryland und nördlich von

Florida geboren war, irgendwie mit ihr verwandt oder verschwägert wäre, nannte sie all diese Menschen »meine Leute«, was ihr, wie sie glaubte, das Recht gab, verallgemeinernde und wenig schmeichelhafte Bemerkungen über sie zu machen. Seinesgleichen kritisiert man gern, das kennt man ja.

»Einer von meinen Leuten. Weißt du, wir können versuchen, uns zu ändern, aber über den Versuch kommen wir nicht hinaus.«

Und es stimmte, dass Henry von heute an bis in alle Ewigkeit in der rue de la Monge hätte leben können, und trotzdem hätte man ihn auf den ersten Blick als einen Sohn der Konföderation erkannt, als einen, der am College of William and Mary studiert hat.

Er war groß und schlaksig und hatte hellbraunes, schon leicht ergrautes Haar, das ihm lässig in die Stirn fiel. Er trug eine Stahlrandbrille mit aufgesteckten Sonnengläsern und bevorzugte Bluejeans und diese Poloshirts, die er bei Brooks Brothers bestellte und nach Paris schicken ließ. Poloshirts von Brooks Brothers, auf denen als Markenzeichen nicht das in Europa beliebte Lacoste-Krokodil prangte, sondern ein Schaf *Poor little lambs who have gone astray*.

Ich nahm das angebotene Taschentuch nicht an, weil es ohnehin zu spät war. »Trotzdem danke«, sagte ich.

»Sie sind Amerikanerin«, bemerkte er, ich bejahte und er stellte sich vor. Mit mehr als nur einer Spur seines North-Carolina-Akzents sagte er: »Ich heiße Henry Stafford und freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

»Du weißt schon, wie wir das machen. Den Akzent dick auftragen, wenn wir mit Yankees reden. Wir denken, dass ihr das alle unwiderstehlich findet.«

Für Ruby war die Mason-Dixon-Linie zwischen den Nord- und den Südstaaten etwas so unbestreitbar Vorhan-

denes wie die Trennlinie zwischen Vorher und Nachher oder ein Eisentor.

Henry Stafford stellte sich mir vor, und ich stellte mich ihm vor, und wie um sich meinen Namen besser merken zu können, wiederholte er ihn zweimal. »Sylvia Landsman. Sylvia Landsman.« Landsman sprach er wie einen Spondeus aus, mit gleich starker Betonung auf beiden Silben. »Sylvia Landsman, es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen«, worauf ich, die ich plötzlich nur noch die gesellschaftliche Gewandtheit einer Zwölfjährigen besaß, mit »Yeah« antwortete. Typisch für zwei Amerikaner, die feststellen, dass sie zwei Amerikaner in einem Café im Ausland sind: Wir begannen uns zu unterhalten. Worüber? Daran erinnere ich mich nicht genau. Aber schon damals schien unser Gespräch keine scharfen Konturen zu besitzen, als hätten die Worte in der Hitze des Nachmittags zu flimmern begonnen, als verschmelze dieser Tag mit der Vergangenheit. Bald kam er von seinem Tisch an meinen, und da bemerkte ich, dass seine Zeitung zehn Tage alt war. An irgendeinem Punkt des Gesprächs kam die Rede darauf, dass er im Gegensatz zu den anderen Amerikanern, und in dieser Hinsicht auch anders als die Franzosen und Japaner, die Fiesole an diesem Nachmittag besuchten, nicht nur auf einer Tagestour hier war, obwohl er möglicherweise schon am nächsten Tag abreisen würde. Oder am Samstag.

»Warum?« Nicht, warum er aus Fiesole abreiste. Ich wollte wissen, warum er überhaupt hier war.

»Ach«, sagte er, »ich laboriere an einem gebrochenen Herzen herum.«

»Ein sauberer Bruch?«, fragte ich. Da ich ihm nicht glaubte, nahm ich das, was nicht war, auf die leichte Schulter. »Oder ist es in zahllose Stücke zerbrochen?«

Er hielt inne, als verdiene diese Frage ein Nachdenken.

»Da Sie es so formulieren, überlege ich es mir besser noch einmal«, sagte er. »Vielleicht ist es gar nicht wirklich gebrochen. Vielleicht hat es einfach nur ein paar Prellungen abbekommen. Oder leidet an einer Peinlichkeit.«

»Dann wird es heilen«, sagte ich.

Und darauf er: »Ich glaube, genau das ist in diesem Moment geschehen.«

»Bravo.«

Oh, das klang hübsch, wirklich, er sprach in blühenden Übertreibungen, aber es war auch etwas Wahres an dem, was er sagte. Sein Herz war nicht gebrochen, aber dafür etwas anderes, ein anderer Teil von ihm. Der war gebrochen oder fehlte, das wusste ich, weil wir *Leute vom gleichen Schlag* erkennen. Wir fühlen uns zu dem hingezogen, was uns vertraut ist.

Gemeinsam spazierten wir durch ganz Fiesole, bis wir den Kreis geschlossen hatten, *in meinem Ende liegt mein Anfang*, und wieder zu unserem Ausgangspunkt beim Palazzo Comunale zurückgekehrt waren, und dort holte er in einem nicht ganz nahtlosen Übergang, so wie man eine Entschuldigung aus der Luft greift, einen Cinzano-Aschenbecher aus seiner Jackentasche. »Für dich«, sagte er. »Ein Souvenir. Zum Andenken an diesen Tag.«

Souvenir. Aus dem Französischen: Erinnerung, Gedächtnis, Erinnerungsstück.

Als ich noch ein Kind und nicht besonders belesen war, war ich mir sicher, ja, ich war felsenfest überzeugt davon, dass das Wort *Silbernier* lautete. Etymologisch führte ich es auf den »Silber«-Teil zurück, wobei die Dauerhaftigkeit des Metalls der Schlüsselbegriff war. Wenn man es nicht verliert, wird man es immer besitzen. Im Gegensatz zum leicht Verderblichen. Leicht Verderbliches fault und zieht Insekten

an; und die Erfahrung selbst, der Augenblick, an den man sich erinnern will, hat überhaupt keine Dauer. Ein Foto fixiert den Anlass, sodass man sich nur noch im Sinne des Bildes daran erinnern kann, und die Erinnerung selbst ist ein unzuverlässiger Erzähler, selektiv, für Verschönerungen und Schattierungen empfänglich oder schlicht und ergreifend falsch. Silberniers waren greifbar, sie blieben von einem Ausflug in den Bronx Zoo, ins Museum of Natural History oder zum Rye Playland übrig, und sie standen für die Bildungsausflüge nach Washington D.C., Lancaster, Pennsylvania, oder Stockbridge, Massachusetts, für die Urlaube auf Martha's Vineyard oder den Bahamas. Für mich machte es überhaupt keinen Sinn, irgendwo hinzugehen, wenn ich kein Silbernier bekam, etwas, das die Erinnerung in sich selbst, in seinem Material, festhielt.

Das Silbernier war ein Beweisstück, der Nachweis, dass etwas geschehen war, dass ich zum Beispiel nicht von den Amish geträumt, sondern sie wirklich gesehen hatte. Eine Handpuppe, die wie ein Amish-Mann gekleidet war, mit Gummikopf und schwarzem Filzhut, bewies es.

Bevor die Erinnerung sich zu Morgennebel verflüchtigte – diesem Nebel, den Henry mit dem italienischen Wort für Nebel *nebbia* nannte, nur dass er es *nebjah* aussprach – gab er mir zum Andenken an den Tag einen dreispitzförmigen Aschenbecher aus weißem Kunststoff, der in roten und schwarzen Art-déco-Buchstaben für Cinzano warb.

Zum Andenken an die Tage mit ihm habe ich einen Bernsteinring aus Krakau, ein in Acrylharz eingeschlossenes Stück der Berliner Mauer, ein kleines, vergoldetes Notizbüchlein aus Ljubljana, Granatohrringe aus Karlsbad, Wölford-Strümpfe aus Wien, eine Glasperlenkette aus Prag, eine Schneekugel aus einer Autobahnraststätte in den Alpen,

Parfüm – Eau de Juliette – aus Verona und einen Cinzano-Aschenbecher zum Andenken an Fiesole. Und so sagte ich: »Ich werde diesen Tag nicht vergessen.«

Ja, ich werde ihn nicht vergessen, aber es könnte passieren, dass ich mich auch nicht an ihn erinnere – der Unterschied liegt in der Verzerrung durch den Prozess der Erinnerung. Sehr wohl erinnere ich mich an das Gefühl von Henrys Mund auf meinem Mund, als er mich dort beim Palazzo Comunale küsste, er küsste mich, und es war ein Kuss *would I say yes to yes*, der uns alles verriet, was wir vorläufig wissen mussten, und an diesem Abend übergingen wir das Abendessen. Durch den Vorhangspalt der schweren, satt roten und goldfarbenen Brokatvorhänge drang Mondlicht ins Zimmer, und ich sagte zu Henry: »Also, das war gar nicht schlecht.«

»Du brauchst dich auch nicht gerade zu verstecken, Butterblume«, antwortete er. *Butterblume, Mohn, Vergissmeinnicht – Diese drei blühen und welken nicht.* Pfirsichblüte. Tulpe. Zuckererbse. Oft werden Blumennamen oder Teile von Früchten als Koseworte verwendet, manchmal sogar eine Gemüsesorte. Zwar glaubte ich nie, die erste Frau zu sein, die Henry Butterblume nannte, aber irgendwann konnte ich mir durchaus vorstellen, die letzte zu sein.

Henry schlief, den Arm über meine Taille und die Hand um eine meiner Brüste gelegt, und am Morgen weckte er mich mit einem Kuss auf den Nacken aus einem traumreichen Schlummer. Etwas später standen wir auf, das Sonnenlicht war weiß, und wir frühstückten – schwarzen Kaffee und Brot mit Feigenmarmelade, *Feigenmarmelade!* – an einem Tisch mit Marmorplatte im Hof seines Hotels, das einmal eine Villa gewesen war.

Wir aßen das ganze Brot auf, die Sonne stieg höher und wir tranken noch eine Tasse Kaffee, bevor er mich nach Flo-